Überlegungen zum Verständnis des Lehrens und Lernens in den Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus[1]

(für Gedenkstätten-Rundbrief)

von Dietfrid Krause-Vilmar

Orte ehemaliger Folter- und Vernichtungsstätten von Menschen, die an die Verbrechen des Nationalsozialismus gemahnen, mit Lehren und Lernen in Verbindung zu bringen, hat etwas Befremdendes. Sowohl der Name, in dem das Gedenken an erster Stelle steht, als auch die Geschichte der Entstehung dieser „KZ-Gedenkstätten", wie sie oft verkürzend bezeichnet werden, verweist vorrangig auf eine andere Bestimmung: an diesen Orten sollen sich für die zu Unrecht verfolgten Menschen die Fesseln der historischen gesellschaftlichen Geringachtung lockern, damit sie in die universale Lebensgemeinschaft der Gegenwart wieder aufgenommen werden können. Das bedeutet, daß hier zuerst Raum für das Leid der einst Bedrohten, Erniedrigten, Mißhandelten und Ermordeten, für ihre Lebensgeschichte, ihre Mitteilungen an die Nachgeborenen und für ihre Angehörigen einzuräumen ist. Die Geschichte von Menschen ist hier in einem elementaren Sinn gegenwärtig. Wahrnehmen, Nachdenken, Empfinden erscheinen hier als angemessene Ausdrucksformen.
In der Praxis der Gedenkstättenpädagogik (was immer das sei) wird dies heute bei einigen anders gesehen: man stellt sich zwar nicht schroff gegen das Gedenken, betont jedoch, nicht selten unter dem fragwürdigen Verweis auf nicht mehr oder nur noch vereinzelt lebende Zeitzeugen, die Bedeutung eines Lernorts KZ-Gedenkstätte. Bei einer solchen Sicht- und Handlungsweise wird der Begriff vom Lernen oft zu eng gefaßt, weil er offensichtlich an schulischen oder anderen institutionell organisierten Formen orientiert ist.

1.Der Massenmord an den europäischen Juden bleibt unbegreifbar und unaufklärbar; deshalb kann er kein Gegenstand des Lehrens und Lernens sein

Es war ein Irrtum anzunehmen, man könne die Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Nationalsozialismus und damit nach den Bedingungen des Holocaust begrifflich fassen, wie z.B. Reinhard Kühnl („Formen bürgerlicher Herrschaft. Liberalismus-Faschismus") und andere es in den 70er Jahren getan haben. Sowohl der sogenannte Historikerstreit als auch die gegenwärtige Diskussion der Thesen von Daniel Goldhagen über „Hitlers Willing Executioners" verdeutlichen, wie schwer dieses historische Geschehen zu fassen ist. Elias Canetti hat schon früh auf die Schwierigkeiten des Begreifens dieser Zeit und dieses Geschehens hingewiesen: „Zu einer wirklichen Erfassung dieses Phänomens [gemeint ist: der Nationalsozialismus; d. Vf.] sind neue Mittel unerläßlich. Man muß sie gewahren, heranholen und verwenden, wo immer sie sich bieten. Die Methode zu einer solchen Untersuchung kann noch nicht bestehen. Die Strenge der Fachdisziplinen erweist sich hier als Aberglaube. Was ihnen entschlüpft, ist eben das, worauf es ankommt. [...] Jede Arroganz des Begriffs, wo immer sonst er sich bewährt haben mag, ist hier schädlich."[2] Da dies noch heute gilt, sind für das Lernen in Gedenkstätten Dimensionen des gemeinsamen Gesprächs, des Suchens nach Wahrheit und Wirklichkeit, des Anerkennens von Ambivalenzen und der Infragestellung viel wichtiger als der Horizont gelernten und einsetzbaren Sachwissens (der selbstverständlich für die Behandlung des historischen Nationalsozialismus, zum Beispiel im Unterricht, unerläßlich bleibt!). In Gedenkstätten kann das Verständnis von Geschichte, Gegenwart und Zukunft in Frage gestellt werden. Dazu ist es notwendig, die Schwierigkeiten des Begreifens dessen, was geschehen ist, freizulegen und zu ihrem Recht kommen zu lassen.

2.

Infragestellung und Meditation dürfen nicht verhindert werden

Einigen Gedenkstätten - so etwa derjenigen in Breitenau - liegen bildungstheoretische Motive, Überlegungen und Kategorien zugrunde, die sich einem klar strukturiertem Lernvorgang entziehen. Sie sind mit den Begriffen Subjektivität und Nähe auf der einen, Autonomie und Infragestellung auf der anderen Seite zu bezeichnen. Subjektivität gilt in zwei Richtungen: zum einen handelt die Geschichte von einzelnen Menschen, die als Einzelne zu ihrem Recht kommen sollen. Zum anderen wird die Geschichte von Menschen geschrieben, die Ausstellung von Menschen gezeigt, die ihre je eigene zeit- und personenbedingte Sicht haben. Beides gilt es in aller Radikalität sich bewußt zu machen und andern gegenüber deutlich hervorzuheben. Nähe meint, die Geschichte des Nationalsozialismus „vor Ort", in der Nachbarschaft, in der überschaubaren „Nähe" zu thematisieren. Hier haben Projekte der Spurensuche und andere werkstatt-ähnliche Annäherungen an Geschichte ihren Ort. Autonomie meint hier der selbständigen Urteilsbildung der Jugendlichen Raum zu geben, sie zu fördern. Und Infragestellung meint in diesem Zusammenhang folgendes: Die nationalsozialistische Zeit hat in besonders extremer Weise Gefährdungen menschlicher Haltung sichtbar gemacht; solche gilt es bei einem Besuch der Gedenkstätte aufzugreifen und darüber zu sprechen. Der „Geist der Enge und der Gewalt, der Überheblichkeit, der Intoleranz und des Absoluten ‚erbarmungslos Konsequenten" habe in dem nationalsozialistischen Staat seinen Ausdruck gefunden, schrieb H. J. Graf v. Moltke in seinem Abschiedsbrief an seine Söhne im Jahre 1945. „Der Nationalsozialismus war in gewissem Sinne eine Offenbarung; er zeigte, was an den einzelnen Menschen im Grunde genommen dran war - er offenbarte die Substanz der Menschen", sagte Gerhard Leibholz in einem Gespräch im Jahre 1982.[3] Solche Sätze können dazu führen, die eigene Haltung durch die Vergegenwärtigung des historischen Phänomens „Nationalsozialismus" heute zu hinterfragen, sie und sich infragezustellen. Die Zeit des Nationalsozialismus wird nicht als ein von der Gegenwart (und damit von der jeweiligen Lebenswelt des Besuchers) abgeschlossener historischer Zeitraum aufgefaßt; sie ragt vielmehr in unsere Zeit hinein, und zwar in zweifacher Weise: als Vergegenwärtigung und als Tradition. Dieser Horizont entzieht sich allerdings einem eng umgrenzten Verständnis von Lehre und Lernen. Wenn wie angedeutet im herkömmlichen Sinne in einer Gedenkstätte nicht gelehrt und gelernt werden kann, so ist damit nicht gemeint, daß Bildung dort nicht stattfinden kann. Im Gegenteil. Die Zurückweisung eines problematischen, weil zu engen Lehr- und Lernverständnisses ist vielleicht eine notwendige Voraussetzung dafür, daß Bildung im anspruchsvollen Sinne sich ereignen kann. Fundamental ist für diesen Horizont die Einsicht, daß sich ein solches Bildungsgeschehen der Planbarkeit und Verfügbarkeit der Lehrer oder der pädagogischen Mitarbeiter der Gedenkstätte entzieht. Deren Aufgabe besteht vielmehr darin, die Voraussetzungen hierfür mitzugestalten, d.h. der Reflexion, Meditation und dem Gespräch, dem Studium und der Diskussion der Besucher Raum zu geben. Das kann auch z.B. bedeuten, daß man Fragen, die redlicherweise kaum, schwer oder gar nicht zu beantworten sind, stehen läßt. Daß man nicht als Experte auftritt. Daß man unvorhergesehene Fragen zuläßt. Daß man kein Wort mehr als notwendig sagt.

3.

Die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Urteilsbildung ist bei dieser Thematik in besonderer Weise gefordert

Für die meisten Lehrer und Lehrerinnen, die in den 70er und 80er Jahren studiert haben, von denen viele im oder unmittelbar nach dem Krieg geboren sind, bedeutete die nat.-soz. Zeit ein belastendes Erbe, eine Hypothek, an der es sich „abzuarbeiten" galt. Für diese Lehrergeneration war und ist es existentiell wichtig, mit einem offensichtlich nicht endenden und immer wieder erneut in die Gegenwart hineinragenden „Faschismus" bzw. Nationalsozialismus im Sinne einer Klärung fertig zu werden; sie wollte das „Allgemeine" dieser Problematik an die jüngeren Generationen weitergeben. Es stellte sich jedoch heraus, daß es so einfach nicht weiterzugeben war. Nicht um eine „gelernte" Übernahme der unter ganz anderen Umständen entstandene Sichtweise Älterer durch jüngere Menschen geht es, sondern um die selbst-

tätige und eigene Aneignung als erster Voraussetzung tragfähigen Lernens. Dabei ist zu respektieren, daß jüngere Menschen ganz andere Wege gehen. Vor allem sind beim Thema Nationalsozialismus die Schwierigkeiten der Bearbeitung für die Jüngeren nicht zu verstellen. Die Probleme z.B., das Geschehen in der Nazizeit erst einmal in seiner ganzen Bedeutung zu begreifen, sollten bei einem Besuch einer Gedenkstätte eher verdeutlicht werden. Jede Vereinfachung - und sei sie mit den besten pädagogischen Absichten verbunden - wäre hier fehl am Platze. Kurzschlüssige vermeintliche „Lehren" oder „Nutzanwendungen" verbieten sich, weil sich von Auschwitz aus eben nichts „getrost schwarz auf weiß nach Hause tragen" läßt. Eine andere Schwierigkeit bei einem Besuch einer Gedenkstätte sehen wir für junge Menschen darin, die Tatsache anzunehmen, daß aus ihren Familien, ihrer Herkunft, aus ihrem Land - alles in der Regel positiv bestimmte „Bezugsfelder" - solch unsägliche Verbrechen geschehen oder geduldet, befürwortet oder zugelassen worden sind. Wer gehört denn von den Jugendlichen heute gerne in eine Gesellschaft oder in ein Volk, wo so etwas möglich war? Wenn sich junge Menschen bei einem Besuch einer Gedenkstätte gegen diese Tatsachen sträuben und wehren, kann sich darin auch der Versuch ausdrücken, es selbst anders zu machen oder anders machen zu wollen als die Väter und Großväter. Betont man stark die Lernvorgänge bei einem Besuch der Gedenkstätte, läuft man Gefahr, methodisch oder didaktisch über diese aus unserer Sicht auch produktiven „Widerstände" hinwegzuspringen oder sie „durch Kunstgriffe" auszuhebeln. Es gilt in aller Deutlichkeit der Tatsache Rechnung zu tragen, daß die Rede der älteren Generation der Lehrer und Eltern - die notwendig bleibt, allein schon der Auseinandersetzung wegen - zuallererst ihre je eigene Sichtweise und das Ergebnis ihrer je eigenen Bemühungen um Klärung der Vergangenheit repräsentiert. James E. Young hat überzeugend gerade diesen subjektiven Anteil an der Deutung des Holocaust durch die „älteren" Generationen freigelegt.[4] Die Jugendlichen heute, die in ganz anderen gesellschaftlichen und kulturellen, vor allem jedoch in anderen politischen Bezügen groß geworden sind, sollen die Chance erhalten, selbständig ihren Weg zur Beurteilung des Nationalsozialismus gehen zu können, der für sie a priori ein anderes Bezugsfeld und wahrscheinlich auch einen anderen Stellenwert als für die ältere Generation hat. Für die heutigen Jugendlichen sind die Begriffe Verfolgung, Terror und Diktatur zum Beispiel aus ihrer eigenen Lebensgeschichte, wenn auch nur sekundär (zumeist aus Zeitungen und Fernsehen), bekannt: diese Begriffe haben eine Wirklichkeit im Krieg in Bosnien-Herzegowina, in der DDR, bei Sadam Hussein oder in Tschetschenien. Demgegenüber erscheint ihnen die Verfolgung von Menschen in der nat.-soz. Zeit „historisch", während die Älteren aus ihrer Lebensgeschichte einen unmittelbaren Zugang zum nationalsozialistischen Terror haben.

4.

Einer Emotionalisierung des Geschehens gilt es entgegenzuarbeiten

Diese These erscheint überraschend oder befremdend. Sollte es nicht das Ziel jedes engagierten Lehrers, jeder Pädagogin in Gedenkstätten und an vergleichbaren Orten sein, nachgerade „Gefühle anzusprechen", das „Kognitive", weil abstrakt oder distanziert, im Sinne einer viel genannten „Betroffenheit" zu überwinden? Aber wie kann man dann der Gefahr entgehen, daß die eigene persönliche und fachliche Ausstrahlung oder Autorität zum heimlichen Ratgeber oder Steuermann der Empfindungswelt der jungen Menschen wird? Offenbar wandert man hier auf schmalem Grat, und leicht stürzt man mit der ganzen Seilschaft ab.

Ich will zunächst einige Beobachtungen schildern, um mich so näher an den Kern des Problems heranzutasten:

Es erscheint mir zum Beispiel bei einem Besuch einer Gedenkstätte problematisch,

- wenn Besucher dabei zu einer Identifizierung mit einer verfolgten oder ermordeten Person aufgefordert werden bzw. wenn ihnen dies nahegelegt wird (so z.B. Im U.S. Holocaust Memorial in Washington); (etwas ganz anderes scheint es mir, wenn Besucher von selbst sich der Geschichte einer verfolgten Person annehmen und über sie „forschen")
- wenn sie durch Inszenierungen überwältigt und dabei Gefühle in eine ganz bestimmte Richtung gelenkt bzw. wachgerufen werden sollen (z.B. die Berge von anonymisierten Haaren, Brillen, Koffern in Auschwitz);

- wenn Schüler sich nach einem Gedenkstättenbesuch nicht gut fühlen, weil sie nicht „ergriffen“ waren ;

Es geht um die Gestaltungsfreiheit der eigenen Empfindungen, die ihre innere Glaubwürdigkeit verlieren, sobald sie von anderer Seite gewünscht werden. Empfindungen sind etwas Höchstpersönliches und Unverfügbares. Sie teilen sich mit oder nicht. Diese Tabuschranke der Subjektivität des Empfindens sollte nicht durchbrochen werden. Wir sollten daher eher distanziert und sachlich über Auschwitz informieren und sprechen.

Es gibt noch einen weiteren Grund für die Auffassung, daß Emotionalisierungen entgegenzuarbeiten sei. Es läßt sich häufig beobachten, daß Schüler an Orten ehemaliger KZ zielgerichtet auf die besonders grausamen Vorgänge der Vernichtung von Menschen (z.B. die Gaskammern) zugehen bzw. darnach fragen. Und hier benötigen wir dringend unseren Verstand, um nicht falschen Sensationen und Phantasien zu folgen. Der Schauder angesichts des Schreckens allein ist noch keine Form der Bearbeitung. Wenn er nachgerade gesucht wird, erscheint er noch fragwürdiger.

5.
Der Projektcharakter der Gedenkstätten ist zu erhalten

Die neueren, seit Beginn der 80er Jahre in der Bundesrepublik Deutschland begründeten Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus sind unseres Wissens ohne Ausnahme durch Initiativen, durch spontan sich bildende Gruppen, mithin als Projekte entstanden. Dabei stand die Gründung einer Institution meist nicht im Vordergrund, sofern sie überhaupt mitgedacht worden war. Zumeist handelte es sich um Geschichtswerkstätten, die sich der lokalen oder regionalen Verdrängung der nationalsozialistischen Zeit annahmen und, als Stachel im Körper der Gemeinde, gegen Widerspruch und Widerstände, Leugnung und Verharmlosung einen für „erledigt“ gehaltenen historischen Tatbestand neu „freilegten“. Unsere Auffassung ist, daß bei den Besuchen dieser inzwischen „etablierten“ Einrichtungen etwas von diesem Projektcharakter erhalten und weitergegeben werden sollte. Was ist damit gemeint? Zum einen sind die Gedenkstätten auch als Beispiele zeitgeschichtlicher Thematisierung und vielleicht auch historischer Bearbeitung anzusehen, nicht allein als Orte der Einkehr, des Dialogs, der Infragestellung und der Besinnung. Beispiele vielleicht, die unter anderen Fragen, in anderer Umgebung und mit anderen Schwerpunkten aufgegriffen werden können. Von Interesse ist dabei die Methode, die prozessual angelegt ist. Sie bestand, wenn man dies knapp resumieren darf, im Entfalten biographischer Dimensionen, die aus Fragmenten und Andeutungen in den Akten erarbeitet wurden. Menschen wurden erkennbar und traten in Erscheinung; aus der Aktensprache wurden Lebensschicksale sichtbar. Beziehungen zu den Orten, aus denen die Gefangenen kamen, zu anderen Menschen und Gruppen wurden entdeckt und - last but not least - neue Quellen wurden erschlossen. Dabei war immer dieser Prozeß des Erschließens und Entdeckens das Besondere und die Hauptsache, ob er nun zu einem sichtbaren Ergebnis - auch in Form einer Veröffentlichung - führte oder nicht. Man hatte über eine bestimmte Person oder über eine Gruppe von Menschen etwas in Erfahrung gebracht und diese neuen Erkenntnisse z.B. in einer kleinen Dokumentation, in einer Ton-Dia-Reihe oder auch auf einer Gedenktafel niedergelegt. Gerade solche Prozesse, wobei man in die „Werkstatt“ Einblick nehmen kann, sind für Besucher von Gedenkstätten vermutlich von Bedeutung, weil sie methodisch übertragbar sind. Wenn der Besuch einer Gedenkstätte z.B. allein eine bestimmte Frage, sei es diejenige nach dem Verbleib und Schicksal der Juden im eignen Ort in der Nazizeit, dem Umgang mit den Verfolgten nach 1945 oder eine andere vergleichbare ausgelöst hat, und wenn diese Frage bis in den eigenen Ort hinein anhält, ist viel erreicht worden. Zum andern ist es ein Kennzeichen des Projektes, einen kommunikativen öffentlichen Gesprächszusammenhang zu begründen, in dem die Arbeitsergebnisse erörtert, verworfen oder angenommen werden können. Etwas überhöht könnte man formulieren: Wissenschaft wird zum sozialen Prozeß, indem ihre öffentlich gemachten Ergebnisse Folgen zeitigen können. Bei der Thematisierung der nationalsozialistischen Zeit ist Kontroversität immer gegeben gewesen; um so notwendiger erscheint das öffentlich zu führende Gespräch. Die Ge-

denkstätten sind auf Grund dieser Lage - ob sie dies wollen oder nicht, sie werden öffentlich so angesehen - Katalysatoren dieser vielfach schwierigen öffentlichen Meinungsbildung über den Umgang mit dem Nationalsozialismus im Ort. Insofern ist, etwas überspitzt formuliert, die Entstehungsgeschichte (bzw. die Geschichte bis zur gesellschaftlichen und öffentlichen Anerkennung) einer Gedenkstätte - eben die Zeit, als sie noch Projekt ist - vielleicht folgenreicher als die Zeit ihres späteren Wirkens (nunmehr als eingerichtete Institution), weil der kommunikative öffentliche Gesprächszusammenhang im Ort nach der Institutionalisierung aus verständlichen Gründen wieder abklingt. Freilich ist einschränkend darauf hinzuweisen, daß man sich den Vorgang der Institutionalisierung einer Gedenkstätte nicht allzu glänzend vorstellen darf, handelt es sich doch im Vergleich mit anderen gesellschaftlichen Institutionen hier nur um bescheidene und sehr zögernde Institutionalisierungen, die keineswegs alle für längere Zeit als gesichert angesehen werden können. Gleichwohl gilt: Etwas von diesem Prozeß der öffentlichen Diskussion - und vielleicht auch Wirkung - des Projektes Umgang mit dem Nationalsozialismus - so könnte man die Gedenkstätten durchaus bezeichnen - kann und soll bei einem späteren Besuch durchaus aufscheinen - und vielleicht zur Nachahmung anregen. Die Chance der Gedenkstätten liegt vielleicht darin, daß sie nicht zuletzt auf Grund ihrer eigenen Projekterfahrung Möglichkeiten eröffnen können, daß Besucher in diesem thematischen Feld der Bearbeitung des Nationalsozialismus an anderen Orten Ähnliches initiieren.

1 Überarbeitete und ergänzte Fassung des themengleichen Beitrags in: Geschichte und historisches Lernen. Jochen Huhn zum 65. Geburtstag. Kassel 1995, 109-116.

2 Elias Canetti, Das Gewissen der Worte. Frankfurt/Main 1981, 176.

3 Gerhard Leibholz im Gespräch mit Werner Hill am 9.2.1982. In: Als es umschlug an den deutschen Universitäten. Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 238 vom 22.10.1984, 11.

4 James Edward Young, Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation. Frankfurt/Main 1992